

Du findest ihn schon noch

Frauen und das Single Shaming

Gunda Windmüller

Vor ein paar Jahren war ich auf einer Hochzeit. Es war ein warmer Tag im Frühling, die Sonne schien, das Blumenarrangement war farblich passend zu den Einladungskarten gewählt. Schon vor der Trauung wurden erste Gläser mit Champagner gefüllt. Die Stimmung war heiter, die anwesenden Personen strahlten mit der Sonne um die Wette. Ich stand mit einer Freundin an der Bar, als sich eine weitere Frau zu uns drehte. Sie war etwa in unserem Alter, also Mitte 30, und wir fingen an zu plaudern. Wie schön das Wetter sei, wie glücklich wir für das Brautpaar wären, wie beeindruckend die Location. Sie strahlte mich an: »Und, wo hast Du geheiratet?« »Ich bin nicht verheiratet.«

»Oh.« Sie drehte sich um und bestellte einen Drink.

Ich blieb mit halboffenem Mund stehen.

Dieses »Oh« brachte meine Freundinnen und mich an dem Abend noch oft zum Lachen. »Gunda, hast du schon die Torte probiert?« »Nein.« »Oh!« »Möchtest du noch einen Drink?« »Besser nicht.« »Oh!«

Aber so lustig ich es fand, irgendwie hallte dieses »Oh« dann doch auch auf eine ernsthafte Weise in mir nach. Denn es schien ein zweigeteiltes »Oh« zu sein: Auf der einen Seite hatte die Frau fast erschrocken gewirkt »Oh!«, wie kann es sein, dass eine äußerlich ganz normal aussehende Frau Mitte 30 es nicht geschafft hat, sich zu binden? Auf der anderen Seite aber auch »Oh! wie unangenehm, hoffentlich habe ich sie jetzt nicht traurig gemacht mit dieser Frage.«

Im Nachhinein hätte ich ihr gerne beide »Ohs« genommen. Weder fand ich mich nämlich als Single außergewöhnlich, noch brauchte ich Mitleid. Also warum dieses »Oh«?

Stereotype rund um das Single-Sein

Es war nicht das erste »Oh«, das mir begegnet war. In der ein oder anderen Form hatte ich solcherlei mitleidsvolle Ausdrücke schon häufiger mitbekommen. Und nicht nur ich persönlich. Das Bedauern von und mit Singles findet sich nämlich nicht nur auf Hochzeiten, auf Familienfeiern, im Freundeskreis, sondern z.B. auch in Filmen wie »Romancing the Stone« (1984), »Never Been Kissed« (1999), »Bridget Jones« (Teile 1–3, 2001–2016), »Knocked Up« (2007) und »How To Be Single« (2016). Und immer sind es hauptsächlich Frauen, die das Single-Dasein labil, unzufrieden, weinerlich und verzweifelt machen lässt. Prominente Singlefrauen müssen sich gefallen lassen, dass ihr Beziehungsstatus als Karrierehemmnis gesehen wird. Die CSU-Politikerin Ilse Aigner sagte in einem Interview: »Man kann geschieden, zum vierten Mal verheiratet, man kann schwul, lesbisch, irgendwas sein. Aber alleinstehend, das geht nicht« (Neukirch/Stuff 2017). »Fehlt ihr der Mann zur Macht?« titelte die Bild-Zeitung über Ilse Aigner zuvor (bild.de 14.04.2017). Eine solche Schlagzeile über einen Mann? Ich kann sie mir nicht vorstellen. Es sind Singlefrauen, die als Mängelwesen gelesen werden.

Solch ein Bedauern oder Bemitleiden trägt zur Stereotypisierung und Stigmatisierung von Singlefrauen bei; dies bezeichne ich als »Single Shaming«. Warum es wichtig ist, über dieses Single Shaming zu sprechen? Weil die »Ohs« dieser Welt Komponenten von kulturellen Beschreibungen sind, mit denen Singlefrauen in der öffentlichen Wahrnehmung charakterisiert werden. Sie bilden eine Folie, durch die wir ihr Leben wahrnehmen. Aber sie verzerren es auch. Denn es sind die immer gleichen und wiederkehrenden Bilder und Attribute, die Singlefrauen beschreiben: Sie sind dickköpfig, traurig, zickig, einsam, vertrocknet und zu anspruchsvoll. Ein negatives Potpourri an Eigenschaften und Verhaltensweisen, die sich gegenseitig bedingen und immer schlimmer werden, sollte nicht doch noch der Märchenprinz auftauchen.

Diese Stereotypisierungen sind nicht neu. Historisch betrachtet werden Singlefrauen in unserem Kulturraum schon sehr lange negativ dargestellt: als gemeinschaftsgefährdend, asozial sowie als »alte Jungfer« oder »Spinster« im Englischen (vgl. Lindroth 2020). Diese Vorurteile halten sich hartnäckig, obgleich sie sich empirisch nicht halten lassen. Denn Singles sind im Schnitt überdurchschnittlich gebildet und einkommensstark (vgl. Statista 2021), sie sind nicht auf gesellschaftliche Fürsorge angewiesen und Singlefrauen sind zum Teil sogar glücklicher als verpartnerte Mütter (vgl. Cain 2019) – dennoch werden sie stigmatisiert. Ein solches Phänomen wird im Englischen

»cultural lag« (kulturelle Verzögerung) genannt: obwohl sich ein Phänomen gesellschaftlich bereits durchgesetzt hat, wird es weiterhin als abweichend wahrgenommen (vgl. Brinkman/Brinkman 1997).

Vorurteile müssen eben nichts mit der Wahrheit zu tun haben, um ihre Wirkmacht zu entfalten. Und bei Singlefrauen drehen sich viele dieser Vorurteile im Kern um die Unterstellung, sie seien nicht liebevoll genug – auf irgendeine Art nicht liebes-fähig, nicht liebes-würdig.

Die Liebe und ihre gesellschaftliche Form

Nimmt man diese Zuschreibungen beim Wort, stößt man auf ›die Liebe‹ als etwas, an dem Singles – zumindest in Form der romantischen Liebe – nicht teilhaben. Nun ist die Liebe aber nicht einfach nur ein Gefühlskomplex, sondern ein auf gesellschaftspolitischer Ebene ganz konkretes Konstrukt. Die Liebe ist sogar staatlich abgesichert und wird steuerlich bezuschusst, nämlich in Form der Ehe.

Wer nun einwenden mag, dass die Ehe nur ein bürokratischer Fortsatz ›der Liebe‹ ist, der ist dem Mythos der romantischen Liebe aufgesessen. Denn die Ehe, oder auch die dauerhafte monogame Partnerschaft, das Beziehungsmodell, das wir heute kennen und das sich allgemein durchgesetzt hat, ist eine historisch recht neue Entwicklung. Es ist noch nicht einmal 300 Jahre alt. Zwei Menschen, die sich ineinander verlieben und in Folge entscheiden, ein gemeinsames Leben aufzubauen und eine Familie zu gründen, dieses Konstrukt hätten unsere Vorfahren gar nicht gekannt. Denn das, was wir heute unter Liebe verstehen, fing erst im Rahmen der Entwicklung zur Industriegesellschaft an überhaupt etwas mit heterosexueller Partnerschaft zu tun zu haben.

Die Historikerin Stephanie Coontz (2005: 7) schreibt in ihrem Buch über die Geschichte der Ehe: »Sicher, Menschen verlieben sich seit Tausenden von Jahren, manchmal sogar in den eigenen Partner. Aber bei der Ehe ging es nie hauptsächlich um Liebe.« Bei der Ehe ging es traditionell um Besitz, um Machtansprüche, um gute Nachbarschaftsbeziehungen. Wer sich dabei verliebte, tat das eher aus Versehen. Und so war auch das, was wir heute als Liebe identifizieren würden, eher außerhalb der Ehe angesiedelt. Ein Blick in die europäische Literaturgeschichte – zum Beispiel ins 12. und 13. Jahrhundert, zu Dante oder Petrarca – verdeutlicht, dass Liebe eher als außereheliches

Phänomen wahrgenommen wurde. Kein Wunder, waren doch Ehen eher (erzwungene) Zweckgemeinschaften (vgl. Coontz 2005).

Doch Liebe und Ehe näherten sich einander an, in Europa im Zeitalter der Industrialisierung. Im 19. Jahrhundert setzte sich ein Wirtschaftsmodell durch, welches so etwas wie eine Privatsphäre entstehen ließ. Arbeit und Familie fielen zunehmend auseinander, die Geschlechterrollen verteilten sich auf entsprechend unterschiedliche Tätigkeitsbereiche. Frauen finden ihre Zuständigkeit im Bereich des Heims und der Familie, Männer verdienen außerhalb dieser Sphäre das Geld. Die Rollen, die sich dabei entwickeln, entstehen aus einer ideologisch- aber auch wirtschaftlichen Notwendigkeit heraus und wir kennen sie noch heute: Frauen sollen sich liebend und sorgend um das Heim kümmern, Männer kraftvoll und bestimmt in der Öffentlichkeit und im Arbeitsleben wahrgenommen werden. Das Charakter-Portfolio, welches dabei entsteht, sieht für Frauen Attribute wie fürsorglich, gefühlsbetont und zart vor; Männer hingegen sollen stark, klar und vernunftgeleitet sein. Im Brockhaus von 1892 heißt es: »Alle die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten, durch die das Weib sich vom Manne unterscheidet, stehen im innigsten Zusammenhange mit der Bestimmung derselben, Mutter zu werden.«

Diese Rollen werden nicht nur kulturell vermittelt, sondern auch sozialpolitisch festgeschrieben, das Ehegatten-Splitting ist hierfür ein gutes Beispiel (vgl. Rürup 2021). Und so sind diese Rollen bis in die Gegenwart noch an die Geschlechter geknüpft, wie der Soziologe Ulrich Beck (1986:) schreibt: »Vaterschaft und Beruf, ökonomische Selbstständigkeit und Familienexistenz sind im männlichen Lebenszusammenhang keine Widersprüche, die gegen die Bedingungen in Familie und Gesellschaft erkämpft werden müssen, ihre Vereinbarkeit ist vielmehr in der traditionellen Männerrolle vorgegeben und gesichert.« Auch neuere Studien zur ungleichen Verteilung von Care Arbeit zwischen Müttern und Vätern zeigen dieses Phänomen (vgl. Zerle/Keddi 2011).

Heteronormativität und Arbeitsteilung

Jene Rollenzuschreibungen führten nicht nur zu einer Festigung dieser vermeintlichen Charaktereigenschaften, sondern auch zu einer Verfestigung von

Heteronormativität¹, also zu einem System, in dem ein hierarchisches Verhältnis zwischen Männern und Frauen institutionalisiert wurde. Denn in diesem Konstrukt passen Mann und Frau ja nun wirklich außerordentlich gut zusammen: Der eine kümmert sich ums Geld, die andere um die Familie! Kann das Zufall sein?

Rhetorische Frage. Die Industriegesellschaft war auf genau diese Rollenverteilung angewiesen: »Ohne Trennung von Frauen- und Männerrolle keine traditionale Kleinfamilie. Ohne Kleinfamilie keine Industriegesellschaft in ihrer Schematik von Arbeit und Leben«, schreiben Beck und Beck-Gernsheim (1990: 36) dazu. So steht im Preußischen Allgemeinen Landrecht von 1794: »Der Hauptzweck der Ehe ist die Erzeugung und Erziehung der Kinder« (§ 2, § 184). Der Mann ist das »Haupt der ehelichen Gemeinschaft; und sein Entschluß giebt [sic!] in gemeinschaftlichen Angelegenheiten den Ausschlag« (ebd.). Aber auch 150 Jahre später findet sich eine vergleichbare Formulierung. In der Einleitung des Gleichberechtigungsgesetzes von 1957 steht: »Es gehört zu den Funktionen des Mannes, dass er grundsätzlich der Erhalter und Ernährer der Familie ist, während die Frau es als ihre vornehmste Aufgabe ansehen muss, das Herz der Familie zu sein.« Die Ehe im Kontext der Arbeitsteilung war politischer Wille, während Männer produktiven Arbeiten außerhalb des Hauses nachgingen, waren Frauen für eben dieses Haus zuständig. Dies ist wichtig zu betonen, um zu verstehen, wie Singlefrauen bis heute als außerhalb dieser Rolle – diesem Frau-Sein – gelesen werden.

Singlefrauen überschreiten Grenzen

Aber zurück zur eingangs erwähnten Rollenzuschreibung bei Singlefrauen. Indem ihr Lebensentwurf – ob freiwillig oder unfreiwillig spielt keine Rolle – als mangelhaft gelesen wird, wird ihnen zugleich unterstellt, auch charakterlich einen Mangel aufzuweisen. Denn ihnen fehle, was zum Frau-Sein inhärent dazugehöre: sich dem Modell der Kleinfamilie hinzugeben.

1 »Heteronormativität ist ein zentraler Begriff der Queer Theory, mit dem Naturalisierung und Privilegierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit in Frage gestellt werden. Das bedeutet, dass nicht nur die auf Alltagswissen bezogene Annahme, es gäbe zwei gegensätzliche Geschlechter und diese seien sexuell aufeinander bezogen, kritisiert wird, sondern auch die mit Zweigeschlechtlichkeit und (ehevertraglich geregelter) Heterosexualität einhergehenden Privilegierungen und Marginalisierungen.« (Kleiner 2016)

Ihr Singlestatus lässt sie ganz unweigerlich transgressiv werden, überspitzt formuliert werden sie dadurch als renitente Verweigerinnen wahrgenommen, als Frauen, die ihre Rolle und damit auch die Gemeinschaft verleugnen (vgl. Bolick 2016).

Wie abwertend solche Frauen beschrieben werden, lässt sich in den Leitlinien rechter und rechtsradikaler Parteien nachlesen (vgl. Siri/Lewandowsky 2015). Auch der aktuelle Papst hat vor kurzem noch sein Verdikt zu kinderlosen Menschen abgegeben: Sie seien egoistisch (vgl. Spiegel 2022). Immerhin hat er nicht zwischen den Geschlechtern differenziert.

Der Vorwurf des Egoismus ist beliebt in dem Zusammenhang und taucht immer wieder (auch unterschwellig) auf. So werden Frauen, die beruflich erfolgreich sind, gerne gefragt, wer sich denn um die Kinder kümmere, wer den Haushalt schmeiße oder ob sie nicht etwas vermissen, sollten sie keine Kinder haben.²

Während Männer traditionell nicht nach der Vereinbarkeit gefragt wurden (und immer noch nur selten werden), ist das bei Frauen fortdauernd Thema. Beruflich erfolgreich zu sein ist im Rollen-Portfolio von Frauen nun mal nicht vorgesehen. Denn »eigentlich« sollen Frauen ihr Erfolgsforum in der heimischen Sphäre sehen. Tun sie es nicht, wird ihnen gerne unterstellt, sie vernachlässigen ihre Kernaufgaben. Sie missachten ihre eigentliche Bestimmung, ihren gesellschaftlichen Auftrag und ein Stück weit auch die eigene Identität. Dafür überkompensieren sie in einem Bereich, in dem sie nie wirklich glücklich sein werden, denn ihr Wesen ist nun mal ein anderes. Ob ein Mann, der sein Leben ausschließlich der Wissenschaft oder der Kunst widmet, privat erfüllt ist, wird selten gefragt. Männer können ziemlich ungestört Singles sein.

Singlefrauen und ihr Manko

Singlefrauen hingegen haben ein inhärentes Manko: Indem sie sich – so die Unterstellung – einer Familie verweigern und auf Karriere setzen (eine weitere Unterstellung), scheint ihnen ihre Weiblichkeit abhandengekommen. Sie

2 Ein prominentes Beispiel der Gegenwart ist Annalena Baerbock. 2021 wurde im Zuge der Bundestagswahl in den Medien mehrfach darüber diskutiert wie die Spitzenkandidatin der Grünen es bei einer Wahl zur Kanzlerin schaffen würde, Kinder und Karriere zu vereinbaren (vgl. n-tv.de 16.05.2021).

negieren angeblich das, was Frauen ausmacht: sich um eine Familie zu kümmern. Und im nächsten Schritt ist es somit kein Wunder, dass sie nicht attraktiv für (heterosexuelle) Männer erscheinen: Sie sind eben nicht weiblich genug, nicht fürsorglich, heimisch, liebevoll und kümmernd genug. Das sind natürlich gesellschaftliche Rollenzuschreibungen. Diese sind als solche auch deswegen problematisch, weil der Beziehungsstatus allein nichts über diese Eigenschaften aussagt; eine kinderlose Frau kann fürsorglich sein, eine Mutter kaltherzig.

Warum sich ausgerechnet Singlefrauen ihren Beziehungsstatus vorhalten lassen müssen, lässt aber eher Rückschlüsse auf eine gesellschaftliche sozio-ökonomische Konstellation zu, welche durch die Zunahme von kinderlosen Singlefrauen als gefährdet angesehen wird. Denn auf unbezahlte »Care-Arbeit« (Sorgearbeit) ist unsere Gesellschaft massiv angewiesen, da Kinderbetreuung, Altenpflege, familiäre Unterstützung nach wie vor zum überwiegenden Teil von Frauen übernommen wird –und zwar unbezahlt. Es macht also ideologisch durchaus Sinn, das vorherrschende heteronormative Beziehungsmodell zu preisen und Singles im Gegenzug kulturell und sozial abzustrafen. Denn, mal ganz salopp gefragt, warum sollten sich Frauen sonst auf dieses Modell einlassen? Ein Modell, in dem sie systematisch benachteiligt werden.

Kein attraktives Modell

Eine Ehe ist für Frauen auf vielen Ebenen nicht sonderlich vorteilhaft. Hier ein paar Beispiele. »Verheiratet zu sein und Kinder zu haben, hat nur bei Männern positive Effekte auf die Wahrscheinlichkeit, eine Führungsposition auszuüben«, heißt es im Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung (BMFSFJ 2013: 127). Nach einer britischen Studie verdienen verheiratete Männer in manchen Kontexten bis zu 16 Prozent mehr als unverheiratete, bei gleicher Qualifikation und Leistung (vgl. Cornaglia/Feldman 2011). Frauen hingegen haben von einer Ehe als solcher keine finanziellen Vorteile auf dem Arbeitsmarkt zu erwarten, sie verdienen meistens weniger, zahlen dank Ehegattensplitting mehr Steuern als Singlefrauen und wenn sie Kinder bekommen, sinkt das eigene Einkommen oftmals durch Teilzeitbeschäftigung noch weiter und die Rentenerwartung gleich mit (vgl. BMFSFJ 2017).

Die Ehe als Institution verfestigt diese Ungleichheit. Elke Holst, Expertin des Deutschen Instituts der Wirtschaft, erklärt: »Durch das Ehegattensplitting und die ungleiche Entlohnung von Frauen und Männern wird die tradierte

Aufgabenteilung im Haushalt gefördert und letztendlich reproduziert« (FAZ 2016). Das Einkommen sinkt, die unbezahlte Arbeit hingegen nimmt zu. Die Soziolog*innen Cornelia Koppetsch und Günter Burkart schreiben: »Alle Untersuchungen kommen zu dem Ergebnis, daß (sic!) Hausarbeit in den Kernbereichen nach wie vor überwiegend von Frauen verrichtet wird. Dies gilt auch für neuere Untersuchungen, für Familien, in denen die Frau teilzeit- oder vollzeiterwerbstätig ist, selbst für Dual-Career-Familien [...] und auch für Familien mit einer Arbeitsteilung, die sie selbst für egalitär halten« (1999: 203, vgl. dazu auch BMFSFJ 2017).

Denn rein empirisch betrachtet muss festgestellt werden, dass Männer eher unter dem Singlesein leiden. Kulturell wird Frauen und Männern zwar etwas anderes vermittelt, aber psychologische Studien zeigen, dass Männer die größeren Beziehungs-Profiteure sind. »Nicht zu heiraten oder mit jemandem zusammenzuleben, hat weniger Nachteile für Frauen als für Männer« (Ploubidis et al 2015: 105). Verpartnerte Männer essen besser, rauchen weniger, machen mehr Sport, gehen öfter zum Arzt. »All die Geschichten darüber, wie hart es für Singlefrauen sein muss, sind ziemlich sinnlos, wenn man sich mal anschaut, was wirklich los ist. Singlemänner sind viel schlimmer dran. Wenn sie heiraten verbessert sich ihre psychische Gesundheit massiv« (Faludi 1991: 33).

Bewusstsein schaffen

Es zeigt sich also, das Single Shaming weitaus weniger rein persönliche Einschätzungen oder Sorgen widerspiegelt, als vielmehr ein historisch gewachsenes Phänomen ist, welches misogyne und sexistische Züge trägt.

Wer eine Frau aufgrund ihres Beziehungsstatus abwertet, wer sie deswegen anders sieht und wahrnimmt, ihr andere Fragen stellt und voreilige Rückschlüsse zieht, zeigt sich schnell verheddert im Netz der negativen Vorurteile. Und wer in einem nächsten Schritt dazu beiträgt, dass das heteronormative Beziehungsmodell, wie es derzeit ausgestaltet ist, als eine Art ultimativer Lebensentwurf gilt, macht sich in gewisser Hinsicht schuldig an der Ungleichbehandlung von Frauen. Denn das Single Shaming von Frauen ist mehr als nur ein »Oh!«.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bernau, Patrick/Reuters (2016): »Deshalb verdienen Frauen weniger«, [online] <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/wirtschaftspolitik/studie-des-halb-verdienen-frauen-weniger-als-maenner-14284908.html> [abgerufen am 10.03.2022].
- Bild (2017): »CSU-Ministerin Ilse Aigner Fehlt ihr der Mann zur Macht?«, [online] <https://www.bild.de/politik/inland/ilse-aigner/fehlt-ihr-der-mann-zur-macht-51297444.bild.html> [abgerufen am 10.03.2022].
- Bolick, Katie (2016): *Spinster – Making A Life Of One's Own*, New York: Crown.
- Brinkman, Richard L./Brinkman, June E. (1997): »Cultural Lag – Conception and Theory«, in: *International Journal of Social Economics*, 24(6).
- Brockhaus Konversations-Lexikon (1982): 14. Auflage, Mannheim: Brockhaus Verlag.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2013): *Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Erster Gleichstellungsbericht*, BT-Drucksache 17/6240, Berlin, [online] <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/93682/516981ae0ea6450bf4cefoe8685eecd/erster-gleichstellungsbericht-neue-wege-gleiche-chancen-data.pdf> [abgerufen am 10.03.2022].
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2017): *Zweiter Gleichstellungsbericht der Bundesregierung*, BT-Drucksache 18/12840, Berlin, [online] <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/zweiter-gleichstellungsbericht-der-bundesregierung/119796> [abgerufen am 10.03.2022].
- Cain, Sian (2019): »Women are happier without a spouse or children, says happiness expert«, [online] <https://www.theguardian.com/lifeandstyle/2019/may/25/women-happier-without-children-or-a-spouse-happiness-expert> [abgerufen am 10.03.2022].
- Coontz, Stephanie (2005): *Marriage, a History – From Obedience to Intimacy, or How Love Conquered Marriage*, New York: Penguin.
- Cornaglia, Francesca/Feldman, Naomi E. (2011): »Productivity, Wages, and Marriage«, in: *Institute for the Study of Labor (Hg.), Discussion Paper No. 5695*.

- Faludi, Susan (1991): *Backlash – The Undeclared War Against American Women*, New York: Anchor.
- Kleiner, Bettina (2016): »Heteronormativität«, in: *Gender Glossar/Gender Glossary* (6 Absätze), [online] <https://gender-glossar.de> [abgerufen am 21.03.2022].
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1999): *Die Illusion der Emanzipation – Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich*, Konstanz: UVK.
- Lindroth, Malin (2020): *Ungebunden – das Leben als alte Jungfer*, München: Piper.
- n-tv (2021): »Falls Baerbock Kanzlerin wird: Ehemann wäre Vollzeit-Vater«, [online] <https://www.n-tv.de/politik/Ehemann-waere-Vollzeit-Vater-article22556472.html> [abgerufen am 25.4.2022].
- Neukirch, Ralf/Stuff, Britta (2017): »CSU-Ministerin Aigner beklagt Gerüchte über ihr Privatleben«, [online] <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/ilse-aigner-csu-beklagt-geruechte-ueber-ihr-privatleben-a-1143381.html> [abgerufen am 10.03.2022].
- Ploubidis, George B. et al. (2015): »Life-Course Partnership Status and Biomarkers in Midlife: Evidence From the 1958 British Birth Cohort«, in: *American Journal of Public Health*, 105(8), S. 1596–1603.
- Rürup, Bert (2021): »Durch mehr Geschlechtergerechtigkeit wäre in Deutschland mehr Wohlstand möglich«, [online] <https://www.handelsblatt.com/meinung/kommentare/kommentar-der-chefoekonom-durch-mehr-geschlechtergerechtigkeit-waere-in-deutschland-mehr-wohlstand-moeglich/26995694.html> [abgerufen am 10.03.2022].
- Siri, Jasmin/Lewandowsky, Marcel (2015): *Alternative für Frauen? Rollen, Netzwerke, geschlechterpolitische Positionen in der Alternative für Deutschland (AfD)*, Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Spiegel (2022): »Papst Franziskus kritisiert kinderlose Paare«, [online] <https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/katholische-kirche-papst-franziskus-kritisiert-kinderlose-paare-a-bc23d3c9-1c81-4392-a6f0-58d21082445d> [abgerufen am 10.03.2022].
- Statista (2021): *Singles in Deutschland nach Schulbildung im Vergleich mit der Bevölkerung im Jahr 2021*, [online] <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/286814/umfrage/umfrage-in-deutschland-zur-anzahl-der-singles-nach-bildungsabschluss/> [abgerufen am 10.03.2022].

Zerle, Claudia/Keddi, Barbara (2011): »»Doing Care« im Alltag Vollzeit erwerbstätiger Mütter und Väter. Aktuelle Befunde aus AID:A«, in: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 3(3), S. 55–72.

